

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte**

Band (Jahr): **79 (2017)**

Heft 1

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen

Brodbeck, Thomas; Moser, Katharina: Bewegte Geschichte. 175 Jahre Stiftung Bächtelen in Wabern bei Bern (1840–2015).

Wabern: Stiftung Bächtelen 2015. 187 S.

Thomas Brodbeck und Katharina Moser schliessen mit ihrer Publikation zur Erziehungs- und Arbeitsanstalt Bächtelen einerseits an die ins 19. Jahrhundert zurückreichende Tradition an, dass Bildungsinstitutionen anlässlich eines Jubiläums gerne eine Festschrift herausgeben. So existiert «kaum ein Gymnasium, kaum eine Lehrerbildungsinstitution[,] die nicht ihre eigene Schulgeschichte in einer Broschüre oder in einem reich bebilderten Jubiläumsbuch festgehalten hätte». ¹ Zum Teil sind im Verlauf der Jahrzehnte an einer Institution sogar mehrere Festschriften entstanden, auch von der Bächtelen erschienen bereits anlässlich ihres 25., 50. und 100. Jubiläums entsprechende Veröffentlichungen. Andererseits reiht sich die vorliegende Publikation ein in eine grössere Anzahl Arbeiten zum Thema Fremdplatzierung, die in den vergangenen Jahren erschienen und auf breites öffentliches Interesse gestossen sind. ²

Das Buch ist chronologisch gegliedert und enthält zahlreiche grossflächige Abbildungen. In der Einleitung gibt Thomas Brodbeck einen kurzen Überblick über die Geschichte der Institution, geht auf die in den Akten verwendeten Bezeichnungen für die Kinder und Jugendlichen in der Bächtelen ein und erläutert das Konzept und die Quellengrundlage des Buches. An die Einleitung schliessen zwei umfangreiche Teile an, die sich mit der Entwicklung der Bächtelen im 19. respektive im 20. und 21. Jahrhundert befassen. Den Teil zum 19. Jahrhundert hat Thomas Brodbeck verfasst; er schildert darin die Anfänge der Institution, die 1840 von der *Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft* als eine Erziehungsanstalt zur Besserung «sittlich entarteter Knaben» gegründet wurde. In den ersten Jahrzehnten war eine Religion erweckter bzw. pietistischer Prägung konstitutiv für die Erziehungspraxis und das Leben in der Anstalt. «Die Kinder sollten durch Bekehrung auf dem Pfad des inneren Wandels zur Abkehr vom Bösen und Sündhaften hin zum guten Christen geführt werden» (S. 28). Der folgende Teil beginnt mit einem Kapitel zur Geschichte der Bächtelen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Geschrieben hat dieses Kapitel Katharina Moser; sie fokussiert darin die Umgestaltung der Erziehungsanstalt in ein Arbeitsheim für schulentlassene, «mindererwerbsfähige» männliche Jugendliche Mitte der 1930er-Jahre. Ein weiterer Wandel betraf die religiöse Prägung der Institution. Der streng religiöse Geist, der im 19. Jahrhundert vorherrscht hatte, verflüchtigte sich nach 1900 allgemein – gleichwohl spielte die Religion in der Bächtelen weiterhin eine Rolle. Etwas unvermittelt folgen auf das Kapitel zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vier Porträts von Personen, die einige Jahre ihres Lebens in der Bächtelen verbracht haben. Dieser Abschnitt enthält keine einleitenden

den Ausführungen dazu, wer in der Folge warum porträtiert wird. Den Abschluss des Buches bilden ein Kapitel von Thomas Brodbeck zur weiteren Entwicklung der Institution in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in dem die Einführung der Invalidenversicherung und der dadurch ausgelöste Reformprozess in der Bächtelen in den 1960er-Jahren im Mittelpunkt stehen, und ein Kapitel von Katharina Moser zur aktuellen Situation.

Das Verfassen einer Jubiläumsschrift beinhaltet die Schwierigkeit, dass – über einen längeren Zeitraum hinweg – die Geschichte *einer einzelnen* Institution erzählt wird, was oftmals eine sehr eng gefasste Perspektive zur Folge hat. Diesen Vorwurf kann man der vorliegenden Publikation allerdings nicht machen. Brodbeck und Moser schauen auch über den Tellerrand hinaus und bereichern die Geschichte der Bächtelen mit vielen Kontextinformationen an, die geschilderte Entwicklung wird so nicht bloss «aus sich selbst heraus» erklärt. Des Weiteren werden auch dunkle Kapitel der Geschichte der Institutionen nicht ausgespart. Nebst finanziellen Schwierigkeiten betrifft dies vor allem die 1871 von einem ehemaligen Zögling erhobenen Anschuldigungen der Vernachlässigung der Kinder und des sexuellen Missbrauchs durch den damaligen Leiter der Anstalt, Johannes Kuratli. Diese Vorwürfe zogen nebst einer externen Untersuchung ein Gerichtsverfahren gegen Kuratli nach sich und mündeten in seiner Entlassung – der gerichtliche Schuldspruch erfolgte in Abwesenheit; Kuratli war inzwischen nach New York ausgewandert.

Brodbeck und Moser legen eine fundierte, facettenreiche Studie zur Geschichte der Bächtelen vor. Jede Institution, die über eine solche Jubiläumsschrift verfügt, kann sich glücklich schätzen.

Michèle Hofmann, Stanford, USA

- ¹ Criblez, Lucien; Jenzer, Carlo: Zur Situation und Entwicklung der Schulgeschichte in der Schweiz. «Aber warum sprechen wir von der Vergangenheit und der Gegenwart? Die Realität ist ein unteilbares Ganzes». In: *Bildungsforschung und Bildungspraxis*, 17 (1995), 210–238, hier 211.
- ² Zum aktuellen Forschungsstand vgl. Huonker, Thomas: Zum Forschungsstand betreffend Fremdplatzierung in der Schweiz. In: Furrer, Markus et al. (Hrsg.): *Fürsorge und Zwang. Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz 1850–1980*. Bern 2014, 39–50.

**Degen, Bernhard; Richers, Julia (Hrsg.):
Zimmerwald und Kiental. Weltgeschichte auf dem Dorfe.**

Zürich: Chronos 2015. 280 S.

Nein, Weltgeschichte wurde weder in Zimmerwald noch in Kiental geschrieben. Hingegen war die Vermarktung der hier zu besprechenden Publikation bemerkenswert. Die Tagespresse erhob einmütig die beiden idyllischen Dörfer zu Schauplätzen der Weltgeschichte, sogar die NZZ titelte am 5.9.2016: «Im Berner Bauerndorf Zimmerwald schreibt eine Schar von Sozialisten vor hundert Jahren Weltgeschichte». Der NZZ-Besprechungstext hält sich eng an die Reklamevorgaben des Chronos-Verlages (was das Rezensieren doch etwas vereinfacht). Auch *Unipress* (Nr. 165, Oktober 2015, S. 28/29) beteiligte sich aktiv an der Vermarktung und lieferte der kritiklosen Tagespresse einige dankbar aufgenommene Schlagworte: «... die wohl berühmteste Friedenskonferenz während des Ersten Weltkrieges ...», «Das Manifest von Zimmerwald fand damals ein enormes Echo», «Man kann zu Recht sagen, dass die Zimmerwalder Konferenz welt-historische Auswirkungen hatte», «In Zimmerwald befand sich der Urquell Lenins revolutionärer Bürgerkriegsideen ...», alles Behauptungen, die einer genaueren Prüfung nicht standhalten. Sogar die Osteuropa-Bibliothek sprang auf den Lenin-Hype auf. Sie kündigte ihre Rahmenveranstaltung zum Lenin-Zimmerwald-Jubiläum mit den Worten an: «1915 schaute die Welt auf Zimmerwald, wo sich die internationale sozialistische Elite unter dem Banner der Friedenskonferenz zusammenfand.» Es muss aber für die Welt recht schwierig gewesen sein, nach Zimmerwald zu schauen, denn das Ereignis spielte sich bekanntlich in klandestin-konspirativer Diskretion ab. Zeitgenossen scheinen allerdings das Geschehen nicht unbedingt als weltgeschichtlich relevant eingestuft zu haben, so etwa der bekannte linke Sozialist, Kommunist und Anarchist Fritz Brupbacher in seiner Selbstbiografie: «Las die Resolutionen der Internationalen Frauenkonferenz in Bern im März 1915, die Deklarationen der schweizerischen Jugendorganisation und auch die Manifeste der Zimmerwalder im September 1915 ohne grosse Auf- und Anregung. Gott, wie viel Resolutionen hatte man nicht schon gelesen, und noch viel schärfere. Zudem war es ja gar nicht gefährlich in der Schweiz, solche Resolutionen loszulassen, solange sie nicht gegen die eigenen Behörden gingen.»

Nach diesen einleitenden Bemerkungen ist festzustellen, dass die Lektüre der Publikation durchaus interessante Aspekte zutage fördert. Der Band enthält zehn Beiträge der beiden Herausgebenden Bernhard Degen und Julia Richers, dazu vier Beiträge von Markus Bürgi, Daniel Marc Segesser und Adrian Zimmermann. Abgehandelt wird die Rolle der zwei Bauerndörfer Zimmerwald und Kiental in der Weltgeschichte (Degen/Richers), das Verhältnis der zweiten Internationale zum Krieg (Bürgi), die internatio-

nale Situation 1914 (Degen), die globale Dimension des Ersten Weltkrieges (Segesser), das Treiben von osteuropäischen Revolutionären und Revolutionärinnen in der Schweiz sowie die Rolle Berns als Zentrum von Geheimdiplomatie, Spionage und Konferenzen (Richers), die Vorgänge um die Konferenzen von Zimmerwald und Kiental (Degen) und die Haltung der «nördlichen» Sozialisten in der Friedensfrage (Zimmermann). Der letztgenannte Beitrag verdient besondere Aufmerksamkeit, beleuchtet er doch eine bisher wenig bekannte Facette der Geschichte des internationalen Sozialismus. Das *Internationale Sozialistische Büro* (ISB) tagte letztmals Ende Juli 1914 an seinem Sitz in Brüssel. Nach dem deutschen Angriff auf das neutrale Belgien dislozierte es nach Den Haag und versuchte von dort aus, mit Unterstützung der niederländischen und der skandinavischen Parteien den Dialog zwischen den Sozialisten der Mittelmächte und denen der Entente wieder in Gang zu bringen, was sich als unmöglich erwies. Unterdessen organisierte eine «Südgruppe» um den *Partito Socialista Italiano* und die *Sozialdemokratische Partei der Schweiz* (SPS) eine Konferenz in Lugano (September 1914), woraus sich der Kern der Zimmerwalder Gruppe herausbildete. Zwischen diesen beiden Gruppen kam es bis Kriegsende nie zu einem Einvernehmen, sondern zu zunehmender Konkurrenz. Verdankenswert sind die Biografien einiger Protagonisten dieser «nördlichen» Szene (Huysmans, Troelstra, Stauning, Branting). Schade, dass einige andere fehlen (etwa Henri van Kol, Johann Albarda, Friedrich Adler, Frederik Borgbjerg, Louis de Brouckère), deren Biografien durchaus auch von Interesse wären.

Die 38 Teilnehmer der Zimmerwalder Konferenz verabschiedeten am 8. September eine Resolution, die nachmals als «Zimmerwalder Manifest» bekannt wurde. Man forderte einen Frieden ohne Annexionen (wie ihn später der amerikanische Präsident Wilson auch forderte), ohne allerdings konkrete Friedensmassnahmen vorzuschlagen. Man eruierte die Ursachen des Krieges im Kapitalismus und Imperialismus und verurteilte die Mehrheitssozialisten als Sozialpatrioten und Sozialimperialisten, weil sie sich 1914 auf die Seite ihrer Regierungen gestellt und die Kriegskredite gebilligt hatten. Eine Gruppe um Lenin, nachmals «Zimmerwalder Linke» genannt, distanzierte sich von der Resolution, weil sie als Ziel des sozialistischen Kampfes keineswegs den Frieden anvisierte, sondern die Überführung des imperialistischen Krieges in einen internationalen revolutionären Bürgerkrieg. Ein Friedensaktivist war Lenin nicht.

Das Medienecho, das die Resolution fand, war, wie Bernhard Degen im Beitrag *Von Zimmerwald bis Kiental* nachweist, sehr gering. Sie wurde praktisch nur von der sozialistischen Presse verbreitet, zuerst am 18.9.1915 in der *Tagwacht*, einen Tag später, am 19.9.1915, im italienischen *Avanti*, dort bereits zensiert. In Frankreich arbeitete die Zensur zusammen mit den Mehrheitssozialisten an der Unterdrückung des Manifests. Es blieb bei 20 000 Flugblättern und einigen kleineren Publikationen. Am 12. November

brachte die *Humanité* Ausschnitte aus dem Manifest. Diskutiert wurde es ausschliesslich innerhalb der sozialistischen Parteien in deren zahlreichen Periodika. Die *Internationale Sozialistische Kommission* (ISK) bemühte sich um Koordinierung der propagandistischen Aktivitäten in ganz Europa. Bis im April 1916 konnte sie für Drucksachen CHF 2950.50 ausgeben. Das Geld stammte vor allem aus Spenden von sozialistischen Organisationen.

Interessant ist die Geschichte der Verknüpfung von Lenins Biografie mit Zimmerwald. Nach Julia Richers (*Unipress* Nr. 165, Oktober 2015, S. 28) soll das Manifest von Zimmerwald damals ein enormes Echo gefunden haben. «Nach einigen Tagen erklang der bis dahin unbekannt Name Zimmerwald in der ganzen Welt», zitiert Richers Trotzki, leider ohne Quellenangabe. Tatsächlich erschienen schon 1925 in der Sowjetunion mehrere Jubiläumspublikationen, und 1929 wurde Zimmerwald als sowjetischer Erinnerungsort in der «Grossen Sowjetenzyklopädie» fest verankert. Kurz darauf begann allerdings bereits die Ausradierung der prominenten Namen der Zimmerwalder Linken aus der Erinnerung, weil die Träger dieser Namen nach dem Abgang Trotzki 1927 von Stalin zu *personae non gratae* erklärt und später fast alle ermordet wurden. Eine Aufwertung erfuhr «Zimmerwald» durch Chruschtschow und seine «Entstalinisierungsrede» am XX. Parteitag der KPdSU 1956. Das sowjetische Geschichtsverständnis wurde sozusagen von der Altlast Stalin befreit, der Personenkult konzentrierte sich fortan auf Lenin. Der Mythos Zimmerwald wurde mehr und mehr zu einem Ausgangspunkt des sowjetischen Selbstverständnisses, gewissermassen zum Rütli des Sowjetstaates. Auf die nun einsetzende Publizität und die vielen Anfragen aus der UdSSR reagierte die Gemeinde Zimmerwald abwehrend. So bleibt die Ironie, dass Lenin nach dem endgültigen Scheitern seines Konstrukts aus Utopie und Terror (Dimitiri Wolkojanow) eine Rolle in der Tourismusförderung des Regionalen Naturparks Gantrisch zugewiesen erhält.

Eingestreut in die grösseren Aufsätze sind kleinere Artikel: zur *Berner Tagwacht*, zur Schweiz im Ersten Weltkrieg, zum Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbund, zum Volkshaus Bern, zur Gemeinde Zimmerwald, zu den Tagungslokalitäten und Zimmerlisten in Zimmerwald, zur Bäuert Kiental und zum sozialistischen Promachos-Verlag in Belp. Sie lockern auf und bringen das Lokalkolorit auf dem weltgeschichtlichen Hintergrund zur Geltung.

Wichtiger Bestandteil sind die 43 Biografien von Akteurinnen und Akteuren des Geschehens. Leider fehlen bei den Biografien jegliche Quellenangaben. Die Lenin-Biografie von Bernhard Degen erscheint deutlich geschönt, indem sie mit dem Novemberputsch von 1917 endet und Lenins Staatsterror ausspart. Geschönt ist ebenfalls die Biografie von Carl Moor, während Ernst Nobs, ebenfalls bei Bernhard Degen, als ers-

ter SP-Bundesrat vergleichsweise schlecht wegkommt. Er sei zunehmend nach rechts gerückt und «dies ermöglichte dem kleinbürgerlich lebenden, immer netten und korrekt gekleideten Politiker eine glänzende Karriere» (S. 137). Robert Grimm wird dieser echt leninistische Renegaten-Vorwurf erspart, obwohl er seine Karriere als bernischer Regierungsrat abschloss. Der Band wird abgerundet mit einer Sammlung von 19 der bekannteren Quellentexte zur Geschichte des internationalen Sozialismus zwischen 1907 und 1919. Hübsch als Gegenüberstellung sind die Quellen Nr. 20, das Programm der antikommunistischen Zimmerwald-Konferenz von 1965, und Nr. 21, das der Lenin-Zimmerwald-Gedenkveranstaltungen von 2015.

Hinsichtlich Lenins Aufenthalt und Wirken in der Schweiz bleibt der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn aus der Publikation bescheiden. Das Wesentliche dazu hat Willi Gautschi bereits 1973 fundiert dargestellt. Man darf gespannt sein, was das russische Revolutionsjubiläum von 2017 an Festivitäten und Publikationen bringen wird. Wird es in der Russischen Föderation (und anderswo) zu einem Revival des Personenkultes um Lenin kommen?

Christoph Zürcher, Bern

Frey, Jonathan: Court, Pâturage de l'Envers. Une verrerie forestière jurassienne du début du 18^e siècle. Volume 3: Die Kühl- und Haushaltskeramik.

Berne: Rub Media 2015. 504 S.

Gerber, Christophe et al.: Court, Pâturage de l'Envers. Une verrerie forestière jurassienne du début du 18^e siècle. Volume 4: Le mobilier en verre, métal, pierre et autres matériaux.

Berne: Rub Media 2015. 478 S.

Die vorliegenden Bände drei und vier schliessen die umfassende Studie zur (bern-)jurassischen Waldglashütte Court, *Pâturage de l'Envers* ab.¹ An den Forschungen und der Veröffentlichung haben mehr als ein Dutzend Fachleute mitgewirkt, am ganzen Projekt gar zwei Dutzend. Und Mitarbeitende in verschiedenen anderen Funktionen waren an die fünfzig beschäftigt. Von 1699 bis 1714 war die Glashütte von Court in Betrieb, ebenso lange haben nun die Nachforschungen um das damalige Wirken der Menschen dort gedauert. Europaweit ist es zum grössten Projekt überhaupt in der Erforschung von Waldglas geworden.

Band 3 stellt die im Rahmen einer Dissertation an der Universität Zürich geleistete Arbeit von Jonathan Frey vor. Im Zentrum stehen die Haushaltskeramik und insbeson-

dere die Kühlkeramik. Das waren extrem hitzebeständige Gefässe aus Ton, in denen die dem Brennofen entnommenen Glaswaren langsam abgekühlt wurden. Der Autor hielt für seine Arbeit 37 317 Scherben in den Händen und studierte unzählige Schrift- und Bildquellen zu seinem Thema. Dabei machte er interessante Entdeckungen zur Produktion von Glas- und Tonwaren sowie zur Zusammenarbeit von Glasern und Hafnern. Neben der Beschreibung der in Court gefundenen Haushaltskeramik (Kap. 5 und 6) ist vor allem das Kapitel zur Kühlkeramik von Interesse (Kap. 4). Mit dem Bestand von etwas mehr als der Hälfte der Funde versuchte der Autor, die Funktion und den Gebrauch der Kühlgefässe zu rekonstruieren. Erste archäologische Nachweise dieses Gefässtyps im Berner Jura stammen aus dem späten 16. Jahrhundert, aber eine gründlichere Erforschung ist erst in Zusammenhang mit Court, Pâturage de l'Envers geschehen. Mitgewirkt an diesem Band hat auch Gisela Thierrin-Michael mit einem Beitrag zur Archäometrie, der Klärung von Fragen rund um Tonwaren mit naturwissenschaftlichen Methoden.

Im Band 4 werden neben den schriftlichen Quellen die bis anhin nicht behandelten Fundstücke von Court, Pâturage de l'Envers vorgestellt: Glas, Metall, Münzen und Medaillen, Tierknochen, Tabakspfeifen und Steinartefakte. Christophe Gerber präsentiert mit seinem Team zahlreiche Details, die das Leben und das Wirtschaften in der Glashütte südlich von Moutier näher erklärten. Unter den Funden sind Flaschen und Glaswaren für Apotheken wie auch Schröpf- und Laborgläser. Eine andere wichtige Gruppe bildet das Tafelglas mit Bechern und Kelchen sowie Flaschen, Karaffen und Krügen. Dazu kamen Tintengläser, Spulen, Spinnwirtel, Ringe und Knöpfe. Die Palette an verschiedenen Produkten ist grösser als erwartet, aber im Unterschied zu den Hafnereien in der Stadt und auf dem Land, die sich eine Produktpalette manchmal auch aufteilten, gab es keine städtischen Glashütten. Alles, was zu seiner Zeit aus Glas hätte sein können, kam aus so dezentral gelegenen Orten wie Court, Pâturage de l'Envers.

Ungefähr ein Zehntel aller Fundstücke aus Metall und Knochen (das sind 577 von 5496) sind in der Publikation abgebildet und illustrieren den damaligen Umgang mit Metall in der Werkstatt, der Küche und anderen Wohnräumen, rund um Tierhaltung und Freizeit. Da wurde festgestellt, dass Glaser nicht auch Jäger waren und nur Haustiere verspeisten, dafür einige von ihnen Pfeife rauchten (auch Pfeifen aus Metall) und Maulgeige spielten. 64 Münzen stecken den Lebens- und Wirtschaftsraum geografisch ab, erhellen die Geldwirtschaft aber nur zusammen mit den schriftlichen Quellen. Auch einen geografischen Aspekt beinhalten die Funde von Devotionalien, die Beziehungen bis tief nach Bayern hinein offenlegen und auf das katholische Milieu hinweisen – im bernisch-protestantischen Gebiet von Moutier-Grandval.

Die Studien der Artefakte wie der Archivalien aus Court, Pâturage de l'Envers zeigen auch, dass Glaser mit ihren Familien zwar ausserhalb dörflicher und städtischer Gemeinschaft lebten und auch untereinander heirateten, dass es ihnen aber trotzdem gelang, Kontakte nach aussen zu pflegen und z.B. einen Chirurgen oder einen Pfarrer als Taufpaten für ihre Kinder zu finden. Das zeigt, dass das Sozialprestige von Glasern so gering nicht war. Eine Erklärung dafür ist sicher, dass Glas teilweise auch ein Luxusprodukt war.

Allein schon der vierte Band, erst recht aber das Gesamtwerk, ist eine Aneinanderreihung von Superlativen. Stückzahlen an Scherben gehen meist in die Tausende oder Zehntausende, so kurz der gründlich studierte Zeitraum auch ist. Allein rarere Objekte finden sich nur in Zehner- oder Hunderter-Stückzahlen, zum Beispiel Scherben von Tabakspfeifen oder Münzen.

Die besprochenen Bände, obwohl Teil einer vierbändigen Reihe, sind eigenständig genug, dass man sie für sich allein mit Gewinn lesen kann. Das ist bei der Grösse des Werks unabdingbar. Weil aber die verschiedenen Autorinnen und Autoren ihren Beitrag immer wieder ins Ganze einordnen, die Geschichte sozusagen von vorne erzählen oder wenigstens den Kontext abstecken, stösst man bei der Lektüre des ganzen Werks hie und da auf Wiederholungen.

Walter Thut, Muri b. Bern

¹ Siehe die Rezensionen des Verf. in BEZG 73, 2 (2011), 39–41 (Bd. 1), und BEZG 76, 1 (2014), 52–54 (Bd. 2).

Gex, Nicolas (éd.): Les Vaudois et leurs armées. Regards sur l'histoire militaire d'un canton.

Pully: Centre d'histoire et de prospective militaires 2016. 243 p.

Die Schweiz hat in ihrer bisherigen Geschichte einen militärischen Denker von Weltformat hervorgebracht, Antoine-Henri Jomini aus Payerne. Im Besitz von Jahrzehnten Kriegs- und Friedenserfahrungen, bekannte sich der ehemalige waadtländische Revolutionär zum bernischen Erbe und rief seinen Landsleuten zu: «Jaloux d'imiter l'avoyer Steiguer, vous saurez encore défendre votre liberté. Bernois! Vaudois! Argoviens! Zuricois!» Und in der Tat ist die Waadtländer von der Berner Geschichte und Militärgeschichte in einem gewissen Sinne schon seit dem 13. Jahrhundert und ganz sicher seit dem 15. bis in die Gegenwart nicht zu trennen. Den acht im vorliegenden Werk von Bruno Wägli gewürdigten Waadtländer Vorstehern des EMD beziehungsweise des VBS in den Jahren 1848 bis 2015 (der neunte, Guy Parmelin, amtiert seit Beginn 2016) lassen

sich die acht bernischen Departementsvorsteher zur Seite stellen. Von 30 Departementsvorstehern bis zu diesem Tag stammen nicht weniger als 17 und, wenn wir einen der beiden Aargauer noch dazuzählen, 18 aus dem Gebiet des Alten Bern. Dessen von Laupen bis Neuenegg über die Jahrhunderte bewiesener militärischer Geist wirkt offensichtlich nach. Der Titel *Les Vaudois et leurs armées* lässt nun eine Gesamtgeschichte der Waadtländer und ihrer Armeen erwarten, auch zum Beispiel der Waadtländer in der Armee des bernischen Staates 1536 bis 1798, und jedenfalls eine Betrachtung der bernischen, französischen und autochthon waadtländischen Anteile am heute noch spürbaren militärischen Geist des Kantons. Gilbert Marion geht den *Abbayes*, Schützengesellschaften, nach und beleuchtet die Kontinuitätsfäden: An die Stelle des Treueides auf UUGGHH von Bern trat der Eid auf die Waadtländer Verfassung – in mindestens einem Fall bis 1989 gefordert –, die Aufsicht des Landvogts wurde durch die Aufsicht des Friedensrichters abgelöst und so weiter. Edouard Hediger wendet sich Charles Guillaume Loys de Bochat (1695–1754) zu. Der Professor an der Lausanner Akademie, Richter, Historiker und politische Schriftsteller verteidigte die Fremden Dienste in der 1738 veröffentlichten Schrift *Ouvrages pour et contre les services militaires étrangers*. Hediger arbeitet die ethische Basis von Loys' Verteidigung der Fremden Dienste heraus, denn, würde man diese verbieten, würde man ja den Menschen die Möglichkeiten der Teilnahme an gerechten Kriegen nehmen: «Vous ôtez même absolument aux hommes la liberté de s'engager pour des guerres justes, ... de prêter du secours aux opprimés.» Ein weiteres wichtiges Argument für Loys war der Nutzen der Fremden Dienste für die militärischen Kenntnisse und Fertigkeiten im eigenen Land und für dessen Reputation in der Welt: «Le nom de Suisses ... ne tarda pas à devenir un titre de Valeur, qui dignement soutenu par leur posterité, a perpetué cette gloire.» Das war ganz im Sinn der Republik Bern. Genau wie das Todesurteil über den ebenso entschlossenen wie einsamen Rebellen Jean Daniel Abraham Davel, welches das Lausanner Strafgericht 1723 fällte, ein Gericht, dem Loys angehörte. Die der Affaire Davel gewidmete Betrachtung von Nicolas Gex illustriert die Verwandlung eines noch 1793 selbst von einem typischen Vertreter des damals Neuen, Jean-Jacques Cart, als Hochverräter titulierten ledigen Einzelgängers zum Vorläufer der Lémaner von 1798 und ihrer Lémanischen Republik, aus welcher der Kanton Waadt entstanden ist. Wer sich ablöst, ist für einen Märtyrer der neuen Sache dankbar. Dieser Märtyrer ist – buchstäblich, seit 1839 erinnert eine Tafel in der Lausanner Kathedrale an Davel – schrittweise von Frédéric-César de La Harpe, Juste Olivier, Charles Gleyre und anderen geschaffen und in die politische Identität des Kantons Waadt integriert worden. Man mag Gex zustimmen, wenn er schreibt, dass die Revolution von 1798 ihren Ursprung in denselben städtischen Gesellschaftsschichten gehabt habe, aus denen sich zwei Generationen vorher

Davels Richter rekrutiert hatten. Der französische Einmarsch und die lémanische Revolution werden auf neun Seiten von Pierre Streit als Beitrag zur Militärgeschichte des 24. Januar 1798 geboten, mit deutlich mehr Wahrheitsliebe als in früheren Darstellungen. So zum Beispiel im Satz: «Il fait peu de doute aujourd’hui que l’armée dite de «libération» s’est rendue coupable de viols, même si cette réalité reste peu documentée.» Für die Vergewaltigungsorgien der französischen Armee in der Schweiz 1798, ein Mittel der Unterwerfung des Landes unter die Besatzungsmacht, fehlt es an Quellen allerdings nicht, so wenig wie für die Untaten der anderen ausländischen Armeen, welche, als direkte Folge des französischen Einmarsches, 1799 ins Land gekommen sind. Der Sammelband ist reich an biografischen Beiträgen. Jean-Jacques Langendorf bespricht François-Louis de Pesmes de Saint-Saphorin, Henry Bouquet und Charles-Emmanuel de Warnery. Der bedeutende Militärpublizist der Epoche des Ersten Weltkrieges Fernand Feyler hat in Jean-Philippe Chenaux seinen empathischen, ebenso klugen wie kritischen Biografen gefunden. Nachrichtendienstchef Roger Masson (Zweiter Weltkrieg) wird von Pierre Streit und Bundesrat Paul Chaudet (Kalter Krieg) wird von Alexandre Vautravers klug gewürdigt. Insgesamt lässt sich ohne Umschweife festhalten, dass der Band unsere Kenntnisse von der Waadtländer Militärgeschichte ungemein bereichert und auf einen neuen Stand erhebt. Wer es nicht glaubt, braucht nicht mehr als die einfühlsamen zwei Seiten des Vorworts von Suzette Sandoz zu lesen, wo er auf allerdings am Léman seit langer Zeit nicht mehr gedruckte Sätze stossen wird wie: «En effet, la «révolution vaudoise» s’est faite contre l’avis d’une très grande majorité de cette population ... qui s’accommodait parfaitement de la présence de LL.EE. de Berne ...»

Jürg Stüssi-Lauterburg, Windisch

Mumenthaler, Samuel; Siegrist, Dänu (Hrsg.): Letzte Insel vor der Autobahn. Peter Burkharts Mühle Hunziken.

Basel: Zytglogge Verlag 2015. 240 S.

Zum ersten Todestag von Peter Burkhart erschien im Dezember 2015 ein Buch über seine Mühle Hunziken, den legendären Kulturort in Rubigen. Samuel Mumenthalers und Dänu Siegrists *Letzte Insel vor der Autobahn* zollt den Anfängen und den fast 40 Jahren der Ära Burkhart in der Kulturmühle Tribut. Ihre Texte rahmen die Gastbeiträge bekannter Wegbegleiter Burkharts ein und liefern den kulturellen und historischen Kontext. Hinzu kommen eine ausführliche Materialsammlung mit vielen, teilweise unveröffentlichten Konzertfotografien, Plakaten, Presseberichten und Künstlerzitate sowie eine akribische Zusammenstellung der Tausenden von Veran-

staltungen von 1980 bis 2011 und eine Liste aller in der Mühle Hunziken aufgenommenen Live-Platten.

Letzte Insel vor der Autobahn ist chronologisch aufgebaut und setzt einen ersten Fokus auf die Anfangsjahre und die Vorgeschichten sowohl der Getreidemühle als auch Peter Burkharts. Hier findet sich das einzige schriftliche Selbstzeugnis, seinen Antrag auf Entlassung aus dem Zivilschutz, den er 1985 an die Zivilschutzstelle Rubigen schrieb und der «die Geschichte des ehemaligen Wehrmannes Peter Burkhart» erzählt.

Im Anschluss mischen sich eine fast vollständige Konzertliste mit zeitgenössischen Konzertkritiken sowie Erinnerungsfetzen von Künstlern und Künstlerinnen. So erzählt zum Beispiel Polo Hofer – der insgesamt 80 Mal in der Mühle auftrat, zwischendurch aber auch neun Jahre Hausverbot hatte – von einem Backstage-Besuch bei seinem Idol, dem grossen amerikanischen Singer-Songwriter Townes Van Zandt. Die Konzertliste ist in drei Teile von jeweils zehn Jahren unterteilt. Unterbrochen bzw. verbunden werden diese Teile durch Beiträge von Bernhard Giger, *Dieser ständige Hauch von Rebellion*, und von Autor und Kabarettist Bänz Friedli, *Narr am eigenen Hof*. Über das ganze Buch verteilt, finden sich Fotostrecken zur Mühle und zu ihrem «König». Es folgen noch eine Laudatio auf Peter Burkhart von Timmermahn anlässlich der Verleihung des Kulturpreises der Burgergemeinde Bern 2009 sowie sämtliche Plakate, die Stephan Bundi seit 1985 für die Mühle gestaltet hatte. Abschliessend geht Mumenthaler doch noch auf «das Ende der Ära Burkhart» ein und thematisiert kurz und sachlich den eskalierenden Rechtsstreit und die damit einhergehenden Negativschlagzeilen rund um die Nachfolgeregelung.

Die Herausgeber setzten bei der Erarbeitung des Buchs bewusst auf eine Aussen-sicht. Die Familie Burkhart und die neue Mühleleitung wurden nicht in das Buchprojekt eingebunden und kommen auch kaum zu Wort. Dafür dürfen einige Freunde in Erinnerungen an die spannende und zwiespältige Persönlichkeit des «Mühli-Pesches» schwelgen. Denn der Titel des Buches täuscht, es geht hier nicht um die Mühle, sondern vor allem um Peter Burkhart selbst, wobei sich beides zugegebenermassen schwer voneinander trennen lässt. «Sag mal, wie war er wirklich?», die erste Frage in Bänz Friedlis Beitrag kann mit diesem Buch jedoch nicht beantwortet werden. Dafür sind die etwa 45 Seiten Text zu knapp und sie kratzen auch nur die Oberfläche. Durch den Blick von aussen verzichteten die Herausgeber auch auf die grosse Menge an Unterlagen und Dokumenten, die Peter Burkhart zeitlebens gesammelt hatte. Mumenthaler hatte anscheinend nur kurzfristig Zugang zu diesen Quellen in der Mühle Hunziken. Unbekannt ist weiterhin, was Burkhart eventuell mit nach Südfrankreich genommen hatte. Das Buch von Mumenthaler und Siegrist liefert dennoch erstmals einen Einblick in die Geschichte des Kulturbetriebs in der Mühle Hunziken und versucht sich gleich-

zeitig an der Erklärung eines schwer erklärbaren Mannes. Der Versuch ist jedoch kein voller Erfolg. Die Fotografien und die Erinnerungen verheissen mehr, als die kurzen Texte halten können. Was das Buch aber liefert, sind tolles Bildmaterial sowie eine gute Übersicht über die Fülle an Konzerten und anderen Veranstaltungen unter Peter Burkharts Ägide. Es zeigt damit auch Aussenstehenden auf, wie wichtig und aussergewöhnlich diese «letzte Insel vor der Autobahn» war, diese – wie Bänz Friedli sie nennt – «Fata Morgana inmitten der Aaretaler Behäbigkeit». In erster Linie ist es aber ein Buch für die Insider, für die Musiker und Stammgäste, die hier ausreichend Anstoss für ihre eigenen Erinnerungen und Erlebnisse finden.

Insgesamt ist *Letzte Insel vor der Autobahn* eine scheinbar willkürliche Ansammlung von Geschichten rund um den Gründer und langjährigen Betreiber des Kulturbetriebs in der Mühle Hunziken und eine Materialsammlung, die in einer streng wissenschaftlichen Arbeit in den Anhang gehörte. Trotzdem bleibt das Buch gut lesbar, wenn auch in seinen Aussagen ebenso schwer fassbar, wie es anscheinend Peter Burkharts Persönlichkeit war. Der Beitrag von Bänz Friedli erfasst dieses Dilemma vielleicht noch am besten. Doch diese sieben Seiten zeigen nur auf, was hätte sein können, wenn Friedli wirklich diese Biografie geschrieben hätte, die Burkhart selbst von ihm einforderte. Und Friedli gesteht selbst ein: «Man hätte die Biografie ja gern geschrieben, wäre es bloss eine schönere geworden. Eine versöhnliche.»

Simon Schweizer, Bern

Spielmann, Benjamin: 200 Jahre Stadtmusik Bern.

Vereinsgeschichte 1816–2016. Bern 2016. 103 S.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um eine Festschrift zum 200-jährigen Bestehen der Stadtmusik Bern. Dies begründet, warum der eigentliche Textteil nur etwa 70 (von 103) Seiten umfasst. Zu einer Festschrift passend, findet sich einleitend eine Grussrede des Stadtpräsidenten. Nach dem Vorwort des Verfassers bilden Kapitel 1 *Geschichte der Stadtmusik Bern von 1816 bis 2016* und Kapitel 2 *Drei neue alte Herausforderungen* die Hauptteile des Buches. Die Auflistung der verwendeten Materialien als Kapitel 3 irritiert etwas, zumal an dieser Stelle. Es folgen Kapitel 4 *Stimmen aus dem Verein* und 5 *Anhang: Tabellarische Informationen*, zunächst geschichtlicher Art (Dirigenten seit 1896, Teilnahme an eidgenössischen Musikfesten, Anzahl von Proben, Auftritten und Aktiven), sodann aktuelle, mit Farbfotos versehene Informationen zum Jubiläumsjahr (Vorstand, Galakonzert, Ehrenmitglieder).

Die Geschichte der Stadtmusik Bern ist im ersten Kapitel äusserst fakten- und facettenreich sowie gut lesbar beschrieben. Ab 1816 war die Stadtmusik zunächst eine

«Garnisonsmusik». Mitglieder daraus gründeten separat 1864 die «Harmonie», um «freier» Musik machen zu können. Diese Harmonie vereinigte sich 1877 mit einer anderen, 1866 entstandenen Kapelle zur «Harmonie-Schnurratia». Deren geplante Fusion mit der – zuvor kaum mehr aktiven – Garnisonsmusik wurde 1885 von den Behörden untersagt, nicht aber, die Instrumente der Militärmusik zu benutzen und die Bezeichnung «Stadtmusik Bern» zu führen mit der Verpflichtung, bei öffentlichen und offiziellen Anlässen zu spielen. 1896 fusionierte schliesslich die Stadtmusik Bern (als die «alte Stadtmusik») mit der Militärkapelle zur «neuen Stadtmusik». Die Stadtmusik Bern in ihrer heutigen, zivilen und mit Amateurmusikern besetzten Form ist also aus 1896 beendeten Zusammenschlüssen verschiedener Formationen hervorgegangen.

Die Jahre 1912 bis 1970 sind überschrieben mit «Goldene Zeiten». Unter Carl Friedemann entwickelte sich die Stadtmusik «zu einem national und international wahrgenommenen, eigenständigen und selbstbewussten Musikkorps» (S. 27). Nachfolger Stephan Jaeggi, der erste einheimische Dirigent, formte aus der Stadtmusik einen «sinfonischen Klangkörper» und war damit nach aussen sehr erfolgreich; wenig ist jedoch bekannt, wie er vereinsintern mit seinen immensen Erwartungen an die Spieler aufgenommen wurde. Spielmann scheut sich nicht, die ab 1970 einsetzenden «Zeiten der Krisen» (S. 41) deutlich beim Namen zu nennen. Zwar waren die 1970er-Jahre die bis heute problematischsten, gab es doch allein 1973 drei verschiedene Dirigenten. Aber auch die unter sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen (z.B. Freizeitverhalten) entstehenden Fragen sind bis heute immer neu zu verhandeln: Bedeutung von Marschmusik versus Konzerte, Spass und Freude an der Musik versus musikalischen Anspruch, Anwesenheitspflicht bei den Proben, Verpflichtung zum Üben zu Hause, Eignungstests, Bedeutung des Vereinslebens, Einkauf von Aushilfsmusikern, Selbsteinstufung als Höchst- oder Stärkeklasse, Anzahl der Proben und Auftritte, generelle Ausrichtung als Amateurblasorchester usw. Im zweiten Kapitel widmet sich der Autor dezidiert drei bis heute akuten Herausforderungen: Absenzen und Üben, Finanzen und Subventionen, Nachwuchs und Neumitglieder.

Spielmanns Blick, mit dem er die Höhen und Tiefen der letzten Jahrzehnte schildert, ist sehr nahe an der Basis. Die insgesamt positive Entwicklung der letzten 15 Jahre verdankt sich veränderten Umgangsformen (Diskussionskultur, Mitgliederbefragungen) ebenso wie der Bereitschaft zu Innovationen durch Workshops, Bildung von Kleinformationen, Mitwirkung von Tänzern und Solisten, Zusammenarbeit mit anderen Organisationen usw.

Dass im vierten Kapitel auch Vereinsmitglieder zu Wort kommen (darunter zwei Spielerinnen als Vertreter der jüngeren Generation), ist dem Charakter einer Festschrift angemessen und ermöglicht – ausschnitthaft – einen direkten Blick «nach innen» (was

ist gut / macht Spass / wäre zu verbessern usw.). Die Auswahl der Spielerinnen entschädigt für den leicht vernachlässigten Gender-Aspekt (die erste Frau trat immerhin bereits 1963 der Stadtmusik bei). Während der Dirigent auf der Fotografie von S. 46 namentlich genannt wird, heisst es zu derjenigen von S. 54 nur «Die Stadtmusik [...] unter weiblicher musikalischer Leitung».

Sicherlich wäre es, auch um jüngere Menschen bzw. Frauen anzusprechen, hilfreich gewesen, die im Textteil erkennbare Innovationsfreude des Orchesters auch optisch auf der Titelseite in Erscheinung treten zu lassen. Stattdessen ziert sie ein Bild der «Stadtmusik Bern» – nur in Uniform marschierende Männer – in Anlehnung an eine Foto aus dem Jahr 1935, worin man die Bestätigung eines Satzes des Stadtpräsidenten in seiner Grussrede (S. 4) sehen könnte: «Blasmusik verbindet man allgemein nicht als erstes mit Innovationsfreude und Mut. Blasmusik wird eher in die Ecke der Traditionalisten gestellt.»

Zum Glück hat sich die durch das Titelblatt hervorgerufene Befürchtung des Rezensenten, es mit einer der üblichen konservativen Festschriften zu tun zu haben, in denen mit vielen Anekdoten und Histörchen vor allem herausgestellt wird, wie schön doch immer alles war, nicht erfüllt. Dem Verfasser ist hier wirklich eine «etwas andere» Festschrift gelungen; sie sollte Schule machen. Als Historiker weiss er zu differenzieren. Dass er gleichzeitig Mitglied der Stadtmusik ist, führt nicht zu mangelnder Distanz. Zweifellos war es keine leichte Aufgabe, mit einer Festschrift «ein interessiertes Laienpublikum wie auch Fachkreise» anzusprechen (S. 6) und darüber hinaus eine Balance zu finden zwischen dem kritischen Blick hinter die Kulissen und den «Sternstunden, welche die Geschichte des Vereins zieren und worauf die Stadtmusik stolz sein kann» (S. 5). Diese Gratwanderung ist dem Autor gut gelungen.

Achim Hofer, Landau

Wäber, J. Harald: Vo gigele bis gugle. 500 + 1 bärnisch Anekdote.

Thun: Weber 2015. 156 S.

Vor etlichen Jahren (2009) erschien von J. Harald Wäber eine überaus gediegene Sammlung von bernischen Anekdoten, gesprochen auf einer CD. Der Autor hat seine Sammelaktivität fortgeführt und legt nun ein Buch samt CD vor. Die kleinen Geschichten, Witze und Anekdoten stammen aus einer grossen Sammlung Literatur, es hat aber auch solche, die über Generationen von Mund zu Mund gegangen und längst Allgemeingut geworden sind, schliesslich hat es einige, welche der Autor selber erlebt und gehört hat. Tout Berne ist dabei, die Geschichten spielen im Emmental und Oberland genauso wie in der vielfältigen städtischen Gesellschaft, in Politik, Kultur, Wirtschaft und nicht zu-

letzt auch im Militär und an der Universität, beides besonders ergiebige Quellen, wenn es um Heiteres bis Spitzes geht. Nicht alles dürfte so passiert und gesprochen worden sein, auch hier gilt «*se non e vero e ben trovato*», aber alle Geschichten bestechen durch Menschliches, Allzumenschliches, ebenso Unmenschliches, Peinliches, Lächerliches, vor allem aber schlichtweg Heiteres. Die Publikation ist aber weit mehr als nur einfach so ein «Lachbüchlein», auch wenn Lachen gewiss erwartet und erwünscht ist. Man möchte sie auch als eine besondere Art *oral history* bezeichnen, nicht für weltbewegende Ereignisse, bewahre, aber für bernische Mentalität, bernische Schlagfertigkeit und den typisch bernischen, trockenen, bisweilen arg langsamen Humor. Man muss Wäbers Buch auch deswegen gelesen haben, wenn man bernisches Wesen und insbesondere bernische Politik verstehen will.

Dem Buch beigegeben ist auch eine CD, auf welcher der Autor einige dieser Anekdoten auch gleich noch vorliest. Damit ist man bei der eigentlichen Intention des Autors: Den alten, sehr klanghaften und stimmigen Stadtberner Dialekt hört man immer weniger. Nur noch wenige Leute beherrschen ihn so gut wie der Autor. Buch und CD sind damit auch ein Denkmal für eine langsam verschwindende Sprache und verdienen es, ab und zu in die Hand genommen und vor Ohren geführt zu werden.

Quirinus Reichen, Frutigen

Wyss, Regula: Reformprogramm und Politik. Möglichkeiten und Grenzen der Umsetzung von Reformideen der Oekonomischen Gesellschaft Bern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Epfendorf/Neckar: bibliotheca academica Verlag 2015
(Frühneuzeit-Forschungen, Bd. 21). 286 S.

Die 1759 gegründete Oekonomische Gesellschaft Bern gehört zu den ältesten ökonomisch-patriotischen Sozietäten auf dem europäischen Festland und wird zum Vorbild für weitere Sozietätsgründungen. Zudem wecken ihre Aktivitäten schon früh das Interesse der Forschung. Ältere Arbeiten eröffnen einen institutionengeschichtlichen, dogmengeschichtlichen, lexikalischen und biografischen Zugang. Das unter der Leitung von Prof. Dr. André Holenstein und Prof. Dr. Christian Pfister an der Universität Bern lancierte Forschungsprojekt *Nützliche Wissenschaft, Naturaneignung und Politik – Die Oekonomische Gesellschaft Bern im europäischen Kontext (1750–1850)* eröffnet im Gegensatz zur älteren Sozietätenforschung einen weiteren Horizont und stellt die Aktivitäten der Gesellschaft in einen wissenschaftsgeschichtlichen und gesamteuropäischen Kontext. Die im Rahmen dieses Projekts entstandene Dissertation von Regula Wyss befasst sich mit der zentralen Frage nach der Beziehung zwischen Sozietät und Staat.

Diese Fragestellung ist nicht neu, personelle Verflechtungen, die Ambivalenz und Grenzen der Reformpolitik, das Spannungsfeld von Reformdiskurs und sozialer Realität sowie die «Janusköpfigkeit der Reformen» (Rudolf Braun) standen schon im Fokus älterer Arbeiten. Neu ist jedoch der mikroanalytisch-quantifizierende Zugang zur Problematik. Gestützt auf seriellles Quellenmaterial wie eine umfangreiche Datenbank, die Regimentsbüchlein der Berner Obrigkeit aus dem 18. Jahrhundert und ein Verzeichnis der Anträge an den Grossen Rat gelingt es der Autorin, in beeindruckender Recherchier-Arbeit, die reformerischen Aktivitäten der einzelnen Mitglieder der Sozietät in Staatsapparat und Verwaltung nachzuzeichnen. Dabei stehen Kommunikationsprozesse, Interaktionen und Implementierung der Reformen im Zentrum des Interesses.

Die Arbeit gliedert sich in sechs Kapitel. In der Einleitung werden die für die Fragestellung relevanten Forschungsfelder kenntnisreich vorgestellt. Besondere Bedeutung kommt dem bernischen Staatsverständnis zu. Eine Annäherung erfolgt über die Begriffe Republikanismus, Patriotismus und Paternalismus, die in neueren Forschungsarbeiten zur Geschichte der Frühen Neuzeit in der Schweiz erhöhte Aufmerksamkeit gefunden haben. Im zweiten Kapitel werden Staatsorganisation und Staatsverwaltung genauer beschrieben und wird gezeigt, dass wesentliche Strukturelemente des frühneuzeitlichen europäischen Staates fehlten. Zudem musste das «paternalistische Regiment» immer auf lokale Rechtstraditionen Rücksicht nehmen und eine Strategie der Kooperation und des Aushandelns verfolgen. In die Analyse dieser Herrschaftsstrategie fließen die Erkenntnisse der jüngeren Policyforschung ein. Im dritten Kapitel wird die Oekonomische Gesellschaft Bern im Rahmen der europäischen Sozietätenbewegung verortet. Zudem werden die wichtigsten Tätigkeitsfelder wie Förderung von Landwirtschaft, Handel und Handwerk sowie die Generierung und Vermittlung von Wissen näher vorgestellt und die verschiedenen Mitgliederkategorien benannt. Mit der zentralen Thematik der Arbeit, dem Verhältnis von Sozietät und Staat, beschäftigt sich das vierte Kapitel. Es ermöglicht einen tiefen Einblick in das Beziehungsnetz der beiden Institutionen. Neben der Präsenz der Ökonomischen Patrioten in staatlichen Ämtern und Kommissionen werden etwa auch die Anträge im Grossen Rat und deren Reformpotenzial statistisch erfasst. Bemerkenswert ist die Erkenntnis, dass sich die im Regiment vertretenen Mitglieder der Sozietät – mit Ausnahme der Gebrüder Tscharnher – nur geringfügig anders als die übrigen Ratsmitglieder verhielten und in erster Linie als Patrizier und Magistratspersonen agierten. Generell hielt sich der Reformeifer in Grenzen, nur 16% aller eingereichten Anträge weisen ein hohes Reformpotenzial auf. Dort, wo die bestehende Privilegienordnung, das traditionelle Herrschaftsgefüge und die Appropriationsstruktur tangiert wurden, machte sich eine zögernd-ambivalente Haltung bemerkbar. Diese aus der quantitativen Analyse gewonnenen Erkenntnisse werden durch die qua-

litative Untersuchung im ausführlichen fünften Kapitel bestätigt. Es befasst sich mit den Strategien und Praktiken der Reformpolitik. Besonders interessant sind die Ausführungen zu politisch brisanten Themen wie Allmendteilung, Bevölkerungspolitik und Getreidehandel. An ihnen lässt sich die Ambivalenz der Reformpolitik besonders deutlich aufzeigen. Die Versuche zur Allmendteilung zeigen, dass der Handlungsspielraum der städtischen Obrigkeit begrenzt ist und die lokalen Akteure in den Prozess einbezogen werden müssen, zumal es nicht nur um landwirtschaftliche Reformvorhaben, sondern um einen Eingriff in die lokalen Rechtsverhältnisse und um Interessenkonflikte zwischen den verschiedenen dörflichen Sozialgruppen geht. Zur Einordnung der Agrarreformen wäre die von Clemens Zimmermann vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Struktur- und Innovationsreformen hilfreich gewesen. Konfliktträchtig ist auch die Beschäftigung mit der Bevölkerungspolitik. Am Fall des Pfarrers und Statistikers Jean-Louis Muret gelingt es der Autorin, die obrigkeitlich gesetzten Tabuzonen und Toleranzgrenzen subtil auszuleuchten. Hier drängt sich ein Hinweis auf das Schicksal von Pfarrer Waser in Zürich auf, der wegen seiner statistischen Erhebungen auf dem Schaffot endete. Brisant ist auch der Diskurs um Getreidehandelspolitik und Versorgungssicherheit, indem paternalistische Konzepte mit ihrem protektionistischen Steuerungsinstrumentarium auf die Forderung nach Freihandel stossen. Die hier ausgewählten Konfliktfelder verweisen nochmals auf die immanenten Widersprüche und auf die Frage nach der Bewertung der Reformpolitik, die im Schlusskapitel vorgenommen wird. Zu Recht hebt die Autorin die herrschaftsstabilisierende Rolle der Reformpolitik hervor, sei es in Form der Versorgungspolitik als Stütze der staatlichen Macht oder einer Politik des Ausgleichs als Herrschaftsstrategie. Die Oekonomische Gesellschaft Bern erweist sich deshalb eher als «*think tank*» der Obrigkeit (S. 250) denn als Auslöser von grundlegenden Veränderungen und ihre Aktivitäten sind anschlussfähig an «reformabsolutistische» Regierungstechniken (S. 251). Aufschlussreich wäre es noch gewesen, diese Befunde mit denjenigen zur Naturforschenden Gesellschaft Zürichs zu konfrontieren. Dadurch hätte gezeigt werden können, dass in einem anderen Umfeld selbst die systemimmanente Reformpolitik eine Eigendynamik entfaltete, die zusammen mit dem zunehmenden Problemdruck für das politische System gefährlich werden konnte und zu einem «*fading out*» der Reformaktivitäten führte.

Rolf Graber, Kreuzlingen